

tität aufzugeben, sondern vielmehr in der Selbstbehauptung aus eigener Kraft. Das tiefe Verständnis für die Strömungen der heutigen Zeit und die Ansprüche, die die moderne Welt stellt, muß die reichen Quellen eures Ordenslebens in neuer Kraft und Frische aufbrechen lassen. Diese Verpflichtung wird nach Maßgabe der Schwierigkeit ständig größer . . . Liebe Ordensmänner und Ordensfrauen, ihr müßt auf die Art und Weise, wie es der Ruf Gottes von euren geistlichen Gemeinschaften verlangt, mit weit geöffneten Augen die Nöte eurer Mitmenschen, ihre Probleme und ihr Suchen nach Lösungen verfolgen und dabei in Gebet und Arbeit in ihrer Mitte Zeugnis ablegen von der Frohbotschaft der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens. Das Streben der Menschheit nach einem Leben in stets wachsender Brüderlichkeit unter den einzelnen Menschen und unter den Völkern erfordert vor allem eine Umstellung in der Lebensweise, in der Mentalität und im Herzen“²⁵. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert werden. Die Beseitigung der Hindernisse kann den Ertrag steigern, die Frucht auf das Hundertfältige mehren. Diese Aufforderung ergibt heute von der Kirche an alle Orden, auch an die kontemplativen.

„. . . Weil auch ich von Jesus Christus ergriffen bin“
(Phil 3, 12)

Gedanken zur Unterscheidung des Christlichen

Hermann Josef Spital, Münster i. W.

Gott ist unser *Schöpfer* und *Erlöser*. Schöpfung und Erlösung stehen in der Zeit. Es gibt eine Geschichte der Schöpfung und eine Geschichte der Erlösung.

Die Geschichte der *Schöpfung* beginnt: „Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und

²⁵ *Evangelica testificatio*, Nr. 5, 51 und 52.

mehret Euch und erfüllt die Erde und macht sie Euch untertan“ (Gn 1, 27 f.).

Die Geschichte der *Erlösung* beginnt mit der Berufung Abrahams. „Jahwe sprach zu Abram: Ziehe fort aus Deinem Land, aus Deiner Verwandtschaft . . . in das Land, das ich Dir zeigen werde! Ich will Dich zu einem großen Volke machen. Ich will Dich segnen . . . durch Dich sollen gesegnet sein alle Geschlechter der Erde“ (Gn 12, 1–3).

Die Schöpfung betrifft zugleich den Menschen und die Menschheit (das Wort Adam ist im Hebräischen doppeldeutig). Von der Schöpfung her sind alle Menschen gleich. Hier gilt für alle, was gilt; man kann allgemein gültige Aussagen machen. Die Geschichte der Schöpfung mehrt die Menschen, bis die Zahl erfüllt ist. In ihr arbeitet jeder einzelne an seiner Stelle an der allen durch den Schöpfungsbefehl gemeinsam gestellten Aufgabe mit.

Auch die Erlösung betrifft den Menschen und die Menschheit, aber in anderer Weise. Gott ruft einen einzelnen Menschen, den Abraham. Er schenkt ihm die Verheißung. Aber in der Erfüllung dieser an Abraham ergangenen Verheißung sollen alle Völker der Erde gesegnet werden. Die Geschichte der Erlösung steht unter dem Gesetz der von Gott verfügten Stellvertretung. Was an und mit einem und durch ihn geschieht, gewinnt Bedeutung für alle, ohne daß es dadurch dem persönlichen Geschick und der persönlichen Verantwortung des einen genommen würde.

Wie das geschieht, entzieht sich jedoch aller menschlichen Berechnung; es geht hervor aus dem jeweiligen Ruf Gottes an den einzelnen und aus dessen Antwort. Somit bleibt es im Raum personalen Freiheitsgeschehens zwischen Gott und Mensch. Dabei bedient sich Gott jedoch zur Übermittlung seines Rufes institutioneller (z. B. Kirche, Schrift, Sakramente) und personaler (z. B. Charismatiker, Heilige) Werkzeuge.

Der Christ steht zugleich in der Linie der Schöpfungsgeschichte und in der Linie der Erlösungsgeschichte. Aber er steht anders in der einen als in der anderen. In der Linie der Schöpfung steht er zusammen mit allen anderen Menschen vor der gemeinsamen, einen und selben Aufgabe. In der Linie der Erlösung steht er vor dem ihn berufenden Gott und der aus dieser ihm eigenen Berufung entspringenden Aufgabe. Nicht ein allgemeines, allen gemeinsames Gesetz verlangt von ihm die Übersetzung in sein persönliches Leben – dann könnte man den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen weitgehend durchschauen, da man ja das allgemeine Gesetz (der Schöpfung) kennt. Vielmehr hat der Christ in der Linie der Erlösung eine besondere Berufung empfangen. Er ist auserwählt. Darum steht er in der Erlösungslinie nicht der geschaffenen, naturgesetzlich geordneten Welt, sondern dem ungeschaffenen freien Gott gegenüber, der „dasein wird als

der er dasein wird“ (vgl. Ex 3, 14, Übersetzung von Martin Buber): unberechenbar und unverfügbar. Darum ist in der Linie der Erlösung alles so einmalig und konkret.

Ausgangspunkt der Schöpfungsgeschichte ist die alle umfassende, für alle gleiche, einmalige Schöpfung. Ausgangspunkt der Erlösungsgeschichte ist der an je einzelne für sich und innerhalb des aus den Völkern erwählten Bundesvolkes ergehende Ruf Gottes. Zwischen der aus Gottes Freiheit unverfügbar hervorgehenden Kette der Berufungen und dem im Leben des einzelnen im Wechselspiel von je neuem Angeredetsein und je neuer Antwort sich entfaltenden Berufungsgeschick ist der Einheitspunkt kein allgemein gültiges Gesetz, sondern allein die (allerdings für den Menschen un durchschaubare) Treue Gottes zu sich selbst und zu seinen Berufungen.

Die Geschichte der Schöpfung und die Geschichte der Erlösung sind aufeinander hingeordnet. Die Vollendung der Erlösung fällt zusammen mit der Vollendung der Schöpfung. Wegen der grundsätzlichen Unterschiedlichkeit beider Geschichtslinien jedoch lässt sich weder Zeitpunkt noch Art dieser Vollendung berechnen. Erst wenn die sieben Siegel am Ende der Tage erbrochen werden, wird offenbar, wie Gott beide Linien aufeinanderzugeführt und miteinander verschlungen hat. Aufgabe des einzelnen Christen ist es, in Verantwortung vor Gott beide Linien in seinem Leben zur einen, je eigenen Lebenslinie zusammenzufügen.

Im folgenden soll das hier grundsätzlich Gesagte in einigen Konsequenzen verdeutlicht werden.

I.

Ein kath. Theologieprofessor wurde gefragt, welches der Grundinhalt unseres christlichen Glaubens sei. Er antwortete darauf mit der Formulierung: „Daß Gott sich in Liebe dem Menschen zugeneigt hat.“ Diese Antwort spricht unmittelbar an; sie scheint auf den ersten Blick tatsächlich eine heute treffende Umschreibung zu bieten. Närerem Zusehen allerdings ent hüllt sie sich als eine im Grunde fast nichtssagende Abstraktion. Denn mit was allem kann dieser Satz gefüllt werden? Würde mit dieser Formulierung nicht auch ein afrikanischer Medizинmann, auf dessen Beschwörungen hin Regen gefallen ist, seine Auffassung darlegen können? Würde sie nicht ohne weiteres auch den Glauben eines Sokrates wiedergeben oder das Verständnis eines Buddhisten von dem, was in Buddha geschehen ist, zum Ausdruck bringen können?

Im Neuen Testament gibt es die dem Professor vorgelegte Frage bzw. die Antwort darauf an verschiedenen Stellen. Die Antwort unterscheidet

sich von der seinigen aber grundlegend. Sie lautet: „Jesus ist der Kyrios“ (vgl. Röm 10, 9; 1 Kor 12, 3), oder: „Jesus ist der Christus“ (vgl. 1 Jo 5, 1), oder: „Jesus Christus ist im Fleisch gekommen“ (vgl. 1 Jo 4, 2), oder: „Du bist der Messias Gottes“ (vgl. Lk 9, 20 par). All diesen Bekenntnissen ist eines gemeinsam: sie sind inhaltlich voll ausgefüllt. Es geht nicht um allgemeine, sondern um eine im striktesten Sinn konkrete Aussage.

Daß dieser Mensch Jesus der Christus ist – das wird ausgesagt. „Dieser Mensch“ ist greifbar, er ist in einem geschichtlich festliegenden Zeitpunkt gekommen (vgl. Lk 2, 2; 3, 1 f.). Wer er ist, das ist nicht eine Frage der Auffassung und der Auslegung – das ist nicht eine Frage, die man so oder anders beantworten kann: es ist vielmehr eine Frage, die man nur richtig oder falsch beantworten kann.

Aber mit der Alternative richtig oder falsch ist noch nicht viel gewonnen, denn das Kommen Christi in die Welt wie überhaupt das Handeln Gottes erschöpfen sich nicht darin, „konkrete Tatsache“ zu sein, also etwas, das man feststellen, konstatieren kann. Gottes Handeln hat vielmehr einen Adressaten. Es geht auf den Menschen zu und „ergreift“ ihn, indem es ihn in einen Bund hineinruft. Auf Seiten des Menschen hat dieser Bund nicht etwa eine frei von ihm zu bestimmende Gestalt, sondern die Gestalt eines ihm überkommenen Auftrags, eines Gebotes. Wohl muß der Mensch frei auf diesen Auftrag eingehen und ihn in persönlicher Weise verwirklichen.

So ergeht an Abram der Ruf: „Ziehe fort aus Deinem Land, aus Deiner Verwandtschaft und aus Deinem Vaterhaus, in das Land, das ich Dir zeigen werde!“ (Gn 12, 1).

So ist der Bundesschluß am Sinai unlösbar mit dem Zehngebot verknüpft. Gott hat sich beim Auszug aus Ägypten handelnd den Israeliten offenbart – wenn es nun zu einer bleibenden Beziehung kommen soll, hat das konkrete Konsequenzen für das Volk. „Ihr habt gesehen, was ich den Ägyptern angetan, wie ich Euch auf Adlerflügeln getragen und Euch zu mir hierher gebracht habe. Wenn Ihr nun auf mein Wort hört und meinen Bund haltet, dann sollt Ihr unter allen Völkern mein besonderes Eigentum sein . . .“ (Ex 19, 4 f.).

So sind auch die Berufungen der Propheten unlösbar mit bestimmten Aufträgen verbunden. „Sag' nicht: ich bin noch so jung! Nein, wohin immer ich Dich sende, dahin wirst Du gehen und was immer ich Dich heiße, das wirst Du reden“ (Jer 1, 7).

So erfüllt sich schließlich die Offenbarung darin, daß der menschgewordene Kyrios in seine Nachfolge ruft. Dabei ist Nachfolge nicht als Nachahmung zu verstehen, sondern als „hinter dem Herrn hergehen“, als Befolgung eines konkreten Auftrags, als Suchen des Reiches Gottes dort, wo der Herr mich hinstellt.

Der Gott der Bibel ist nicht abstrakt, sondern konkret – er ist nicht „denkbar“, sondern wirklich.

II.

Hier scheiden sich christliches und allgemein menschliches Gottesverständnis. Der „Gott und Vater Jesu Christi“ ist nicht zur Deckung zu bringen mit dem „Gott der Philosophen“. Letzterer ist Gegenstand des allgemeinen menschlichen Nachdenkens über Woher und Wohin des Lebens, über Sinn und Zukunft der Welt. „Wenn Thomas von Aquin darlegt, daß alle Bewegung eine erste Ursache haben müsse, alle Entwicklung ein letztes Ziel und alles Zufällige einen notwendigen Grund, dann schließt er jedes dieser Argumente mit den Worten: ‚Das aber meinen alle, wenn sie sagen Gott‘“¹.

Nun schließen wir Christen uns selbstverständlich unter all diese Menschen ein; wir wissen, daß der Gott und Vater Jesu Christi Schöpfer und Herr der Welt ist. Aber unser Weg zu diesem Gott ist nicht der Weg eines Kausalschlusses auf den notwendig zu fordernden Urgrund der Welt und des Alls, sondern unser Weg zu diesem Gott ist der Gehorsam seinem in die Welt gesandten Sohn Jesus Christus gegenüber. Während der Weg der Philosophen im Grunde bei der Tatsachenfeststellung endet, daß es Gott geben müsse und daß Gott anders sei, als unser Vorstellungsvermögen es erdenken könne, wissen wir uns in und mit Christus vor dem Angesicht des Vaters. „Philippus, wer mich sieht, sieht den Vater“ (Jo 14, 9). „Ich sage nicht, daß ich den Vater für Euch bitten werde, denn der Vater selbst liebt Euch“ (Jo 16, 26 f.).

Es ist verständlich und nicht unberechtigt, wenn manche Theologen angesichts der Fragen des vom Christentum fast völlig unberührten modernen Menschen den christlichen Gott auszuweisen suchen, indem sie ausgehen von dem, „was alle meinen, wenn sie sagen Gott“. Besonders nach dem aufsehenerregenden Spiegel-Interview Max Horkheimers vom Januar 1970² ist etwa die Rede von Gott als dem „ganz Anderen“ wieder häufiger geworden.

Mit diesem Begriff wird die Frage gestellt, ob man nicht alles Anknüpfen an der naturgegebenen religiösen Anlage des Menschen und den daraus sich ergebenden Vorstellungen sorgfältig meiden müsse, wenn man das Gottesbild nicht verfälschen wolle. Nur in solch kritisch unterscheidender

¹ Robert Spaemann, *Gesichtspunkte der Philosophie*, in: *Wer ist das eigentlich, Gott?*, München 1969, S. 56.

² In Buchform erschienen in der Reihe der „Stundenbücher“ unter dem Titel: *Die Sehnsucht nach dem ganz anderen*.

Reflexion könne man zu einer gereinigten und heute zu verantwortenden Gottesvorstellung gelangen.

Gewiß – aber bei all dem kann doch nicht übersehen werden, daß die Formel von „Gott als dem ganz Anderen“ eine rein negative Aussage ist. Sie sagt lediglich, wie Gott nicht ist; jede Aussage darüber, wie und wer Gott ist, muß sie sich versagen. Dann allerdings bleibt wirklich mit Horkheimer dem Menschen nichts anderes als die Sehnsucht nach dem nur unbestimmt Erahnten.

Ein Leben in Ehrfurcht und Sehnsucht ist gewiß sehr viel, aber genügt es dem Auftrag Christi? Muß man als Christ nicht fragen, was er uns gelehrt hat? Hat er uns eingewiesen in die Sehnsucht nach einem unbestimmt Erahnten oder hat er uns gelehrt, „Vaterunser“ zu sprechen? Hat er uns gesagt, daß man im Grunde von Gott nichts wisse, außer daß es ihn gebe – oder hat er uns gesagt: „Wenn einer mich liebt, wird er mein Wort bewahren, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen?“ (Jo 14, 23).

An dieser Stelle muß auch eine gegenwärtig häufig vertretene Meinung besprochen werden, die viel Verwirrung stiftet. Angesichts der soeben dargelegten außerordentlichen Schwierigkeit einer Aussage über Gott sucht man dem Menschen, der sich mit Recht fragt, wie er denn einen Gott lieben solle, von dem er nichts wisse und sich auch nichts vorstellen könne und dürfe, mit einer Patentlösung zu Hilfe zu kommen. Man beruft sich auf das Herrenwort aus dem Gerichtsgleichnis: „Was Ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt Ihr mir getan!“ (Mt 25, 40). Aus diesem Wort folgert man, daß jemand immer dann, wenn er dem Nächsten Liebe erweise, gleichzeitig die Gottesliebe verwirkliche. Um die Gottesliebe zu verwirklichen, brauche man sich also nicht auf die ganzen Schwierigkeiten mit dem Gottesbegriff und der Gottesvorstellung einzulassen; die Nächstenliebe leiste sozusagen die Gottesliebe mit.

In solchen Darlegungen findet die oben erwähnte intellektuelle Reduktion des Gottes und Vaters Jesu Christi auf den Gott der Philosophen ihr Gegenstück im Bereich des Lebens und der Moral. Das zitierte Wort aus dem Gerichtsgleichnis kann aber exegetisch angesichts seines Kontextes unmöglich in der beschriebenen Art ausgelegt werden. Das Gerichtsgleichnis Mt 25, 31–46 antwortet auf eine ganz konkrete Frage, nämlich auf die Frage: „Nach welchem Maßstab werden die Heiden (V. 32) gerichtet werden?“³ Es geht eindeutig um das Gericht über die Völker, von denen aber die Mehrzahl Jahwe nie gekannt haben. „Etwa im Anschluß an ein Wort wie Mt 10, 32 f., in dem Jesus sagt, daß er für diejenigen seiner Jün-

³ Joachim Jeremias, *Die Gleichnisse Jesu*, ⁵Göttingen 1962, S. 206.

ger im Endgericht eintreten werde, die sich im Leben zu ihm bekannten, mochte er gefragt worden sein: nach welchem Maßstab werden dann aber die Heiden gerichtet werden, denen Du nicht begegnetest?“⁴ Auf diese Frage antwortet Jesus, daß er den Heiden sozusagen verborgen begegnet sei in seinen Brüdern. Für die Heiden genügt es also, den Geringsten der Brüder Jesu zu lieben; aber darf der Christ sich mit dem, was für die Heiden genügt, zufrieden geben? Hat er nicht als Christ eine Berufung, die weit über das hinausgeht, was jedem gottgeschaffenen Menschen aufgrund seines Geschaffenseins zukommt? Weder Mt 25, 40 noch irgendein anderes Wort der Schrift gibt dem Christen die Berechtigung, das Hauptgebot der Gottes- und Nächstenliebe auf seinen zweiten Teil zusammenzustreichen. Auch hier erweist sich, daß das allgemein menschlich Genügende christlich nicht genügt. Gott hat in Jesus Christus den Christen konkret gerufen.

III.

Wir kommen aus einer Zeit, in der das Christentum die allgemeine öffentliche Meinung bestimmte. Mehr als wir gemeinhin annehmen, ist unsere Argumentation noch von dieser inzwischen vergangenen geschichtlichen Situation geprägt. Man kann das wiederum an einem Beispiel verdeutlichen. Junge Menschen legen dem Seelsorger häufig die Frage vor: „Ist vorehelicher Geschlechtsverkehr erlaubt?“ Wenn man auf diese Frage zunächst mit einem eindeutigen Nein antwortet und dann seine Antwort begründet, wird man sehr häufig den Eindruck nicht los, daß die Argumente zwar anerkannt oder zumindest nicht widerlegt werden – daß aber gleichwohl der Fragesteller zutiefst unbefriedigt bleibt.

Antwortet man aber zunächst mit der Gegenfrage: „Vorehelicher Geschlechtsverkehr erlaubt – ja für wen denn?“ klärt sich die Gesprächssituation schlagartig. Für die Beantwortung der Frage ist es nämlich von grundlegender Bedeutung, ob jemand etwa mit Sartre das Leben für absurd hält – oder ob jemand sich als von Christus erlöster und zu einem bestimmten Zeugnis berufener Mensch weiß. Im Grunde ist also die Frage falsch formuliert, insofern sie voraussetzt, daß die Antwort so oder so für alle Menschen gültig und verpflichtend sei⁵. Der heutige junge Mensch

⁴ Ebd. S. 207.

⁵ Zwar sind grundsätzlich in Christus alle Menschen zu einem christlichen Leben gerufen – aber wir Menschen müssen doch damit rechnen (und in der oben zitierten Gleichnisfrage Mt 25 rechnet auch Christus damit!), daß eine große Zahl von Menschen nie in solcher Weise angesprochen wird, daß daraus eine verpflichtende Berufung für sie entstünde!

denkt praktisch (wenngleich ihm das nicht reflex bewußt ist) in einer „pluralistischen Wertwelt“ – darum ist er durch das eindeutige Nein schon blockiert, ohne daß er weiß, warum eigentlich. Wenn ihm die falsch formulierte Frage durch die Gegenfrage zurechtgerückt wird, ist ein offenes und fruchtbare Gespräch fast immer möglich.

Auch dieses Beispiel zeigt, daß Christentum heute gelebt werden muß in einer spezifischen Konkretion, in (überbietender) Absetzung von dem, was alle tun. Wenn nicht mehr alle Christen sind bzw. wenn das Christentum die öffentliche Meinung nicht mehr beherrscht, kann man eben nicht Christ sein, wenn man lebt, wie alle leben, und denkt, wie alle denken.

IV.

Abschließend soll der Versuch gemacht werden, aus dem Gesagten einige Folgerungen für das Verständnis und für die Verwirklichung christlichen Lebens zu ziehen.

1. Was den Christen zum Christen macht, ist das Ergriffensein von Jesus Christus. Man wird nicht dadurch Christ, daß man sich für Christus entscheidet, sondern dadurch, daß man den erhaltenen Ruf beantwortet. Was für Paulus die Damaskusstunde war, auf die er Phil 3, 12 anspielt, ist für den Christen das, was in der Taufe geschieht. Niemand spendet sich die Taufe selbst, sondern jeder muß sie empfangen durch die Kirche.

Bei all dem wird selbstverständlich nicht in Abrede gestellt, daß die persönliche Entscheidung unabdingbar notwendig ist; ebensowenig soll der persönliche Glaube in seiner Bedeutung herabgemindert werden. Es soll nur gegenüber allzu stark existentialistisch beeinflußter Sicht betont werden, daß der Glaube vom Hören kommt.

Der Glaube Israels bestand zum großen Teil in dem Mut und der Fähigkeit, das, was dem Volk in seiner konkreten Geschichte geschah, zu lesen als Geschehen von Gott her. Es muß etwas nicht unbedingt die Naturgesetze durchbrechen im Sinne des „Wunders“, um Geschehen von Gott her zu sein und als solches gelesen werden zu können. Gn 8 gibt dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Nach der Errettung aus der Sintflut baut Noah dem Herrn einen Altar und bringt ein Dankopfer dar. „Als Jahwe den lieblichen Duft roch, sprach er bei sich selbst: Ich will die Erde nicht wieder um des Menschen willen verfluchen, denn das Gedankengebilde des Menschenherzens ist böse von Jugend an. Nicht noch einmal will ich alle Lebewesen vertilgen, wie ich es getan habe. Fortan, solange die Erde steht, soll nicht mehr aufhören Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Win-

ter, Tag und Nacht“ (Gn 8, 21–23). Sodann wird geschildert, wie Jahwe diesem Vorsatz entsprechend einen Bund mit Noah schließt.

Hier wird gerade das, was uns heutigen Menschen als der Inbegriff alles Selbstverständlichen und beweisbar Sicheren gilt, nämlich die Naturgesetzlichkeit des Jahresablaufs, verstanden als Auswirkung einer Bundesverpflichtung Gottes gegenüber den Menschen. Man würde dem biblischen Verfasser gewiß Unrecht tun, wenn man ihm die Auffassung unterstellte, als ob diese Naturgesetze erst seit dem Noah-Bund beständen. Sein Glaube verwirklicht sich vielmehr darin, daß er Gott versteht als den Erhalter der Welt und daß er darum den Ablauf der Jahreszeiten als ein Zeichen und ein Geschenk der Treue Gottes aufzufassen fähig ist. Das nenne ich „Lesen“ des Geschehens als Geschehen von Gott her.

Es ist an der Zeit, den Christen unserer Tage zu ermuntern, sein eigenes Leben in ähnlicher Weise lesen zu lernen. Glaube verwirklicht sich darin, daß jemand die Tatsache z. B., daß seine Eltern ihn zur Taufe getragen haben und er so die Taufe empfangen hat, als Berufung und Ergriffensein von Christus liest; daß er daraus die Folgerung zu ziehen bereit ist, sein Leben in einem anderen Rahmen zu verstehen und zu sehen als das Leben eines Nicht-Getauften. Wenn ich getauft bin, ist also die Frage gegenstandslos, ob Christus mich ergriffen hat! Zur Frage steht lediglich noch, wie ich auf dieses Ergriffensein antworte. Welch beglückende Kraft könnte die biblische Lehre, daß Gott treu ist und seine Berufungen nicht zurücknimmt, für uns haben!

2. Der Ausdruck „ergriffen“ meint beim hl. Paulus eindeutig das Ergriffensein von jemand anderem, nämlich von Christus. Er darf nicht mißverstanden werden als „Ergriffenheit“ von eigenen Gefühlen und Stimmungen. Was im vorigen Abschnitt bereits mitausgesprochen wurde, muß nun noch einmal ausdrücklich gesagt werden. Nach der Himmelfahrt des Herrn tritt der Herr uns im Ursakrament der Kirche entgegen. Die Kirche ist sozusagen Form und Mittel für das notwendigerweise von einem anderen als dem eigenen Selbst herkommende Geschehen des Ergriffenwerdens. Erst aufgrund dieses Ergriffenwerdens kann dann das Ergriffensein im je persönlichen Inneren Wirklichkeit werden.

Es würde hier zu weit führen, die Formen und Abstufungen im einzelnen aufzuzeigen, welche einerseits davor bewahren, einem selbstgemachten Bild von Gott nachzulaufen (statt dem wirklichen Gott zu folgen), und anderseits gewährleisten, daß jemand nicht durch das menschlich allzu Menschliche irregeführt wird, das als Unkraut nach dem Wort des Herrn bis zum Jüngsten Tage in der Kirche wachsen wird. Für die persönliche Orientierung beherzigenswert ist das, was Paulus im 14. Kapitel des Rö-

merbriefes oder ähnlich im 8. Kapitel des 1. Korintherbriefes schreibt. Wer gewiß sein will, daß er vom Weg der Nachfolge des Herrn nicht abirrt, soll die Wichtigkeit einer Meinung nicht so sehr danach beurteilen, ob sie seine Freiheit einschränkt oder nicht, sondern danach, ob sie der Liebe dient oder nicht.

Freilich ist und bleibt der vom Herrn Gerufene auch Mensch; der Berufungsauftrag setzt den Schöpfungsauftrag nicht außer Kraft. Jeder muß in der Verantwortung seines persönlichen Lebens versuchen, was abstrakt systematisierend nicht möglich ist: nämlich aus der allgemeinen Linie des Schöpfungsauftrags und der persönlichen Linie der Berufung die eine eigene Lebenslinie zu fügen. Das wird er nicht in denkend voraus- und überschauendem Planen tun können, sondern nur im je gehorsamen Sichfügen in die täglich neue Situation.

Soweit nicht Recht oder Unrecht einer Auffassung zur Frage steht, sondern um die Form eines persönlichen Lebens mit Gott und der Gottesliebe gerungen wird, bleibt das sakramentale Leben grundlegend für den Christen. In den Sakramenten begegnet er Christus. Dabei sollte es sich von selbst verstehen, daß die Gemeinschaft mit Christus sich auswirkt in der Sendung des alltäglichen Christenlebens. Alle Sakramente leben ja zugleich aus der Gemeinschaft: mindestens aus der Gemeinschaft zwischen Spender und Empfänger, welche die Gemeinschaft der Kirche repräsentiert. Wenngleich oben eine einseitige Auslegung des Gerichtsgleichnisses korrigiert worden ist, muß doch unbedingt daran festgehalten werden, daß das Fehlen der Nächstenliebe ein sicheres Zeichen für das Fehlen der Gottesliebe ist. „Denn wer seinen Bruder, den er sieht, nicht liebt, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht?“ (1 Jo 4, 19). Sakramentales Leben ist eine Hochform konkreten Betens.

3. Das Ergriffensein ist aber nicht schon die Vollendung, sondern bezeichnet einen Anfang. Indem Christus den Christen ergreift, beruft er ihn und gibt ihm zugleich eine Aufgabe. Diese Aufgabe beansprucht bis zum äußersten. Weil er sie noch nicht vollendet hat, darum spricht Paulus an unserer Stelle davon, daß er sich nicht einbilde, es schon ergriffen zu haben, daß er aber eines tue: er vergesse, was hinter ihm liege und strecke sich aus nach dem, was vor ihm liege. Paulus will nicht sagen, daß er sozusagen erst ganz am Anfang stehe. Das, was er vergißt, meint wohl nicht die Zeit vor seiner Berufung⁶; vielmehr will Paulus sagen, daß er sich ganz konzentriere auf das, was ihm noch zu tun bleibt, ohne sich auf den schon erreichten Lorbeer zu auszuruhen.

⁶ Vgl. Joachim Gnilka, *Philipperbrief*, Herders Theologischer Kommentar, z. St.

Eine so verstandene Zukunftsorientiertheit des gläubigen Lebens ist von großer Bedeutung. Gerade in der ständigen Erfahrung der eigenen Sünde ist es für den Christen notwendig, sich auf die erbetene Vergebung durch den Herrn zu verlassen, um dann mit voller Freiheit sich der Verwirklichung des vor ihm liegenden Guten zuzuwenden. Bernanos schreibt einmal, daß die Heiligen sich nie lange bei ihren Sünden aufgehalten, sondern im Vertrauen auf die Vergebung sich jeweils bald den vor ihnen liegenden Aufgaben zugewandt hätten. Diese Feststellung verdient gegenüber einer häufigen Verzeichnung unserer Heiligen beherzigt zu werden. Christliches Leben lebt immer von der Vergebung des Herrn her.

In der Verwirklichung der vor ihm liegenden Aufgabe ist nun der Christ in seinem persönlichen Einsatz gefordert. Er darf eine Berufung durch Christus nicht so verstehen, als ob im Himmel sozusagen aufgeschrieben sei, wie sein Lebensweg aufgrund seiner Berufung zu verlaufen habe und als ob es nun lediglich darauf ankommen würde, dem lieben Gott gleichsam „über die Schulter zu schauen“, damit er dann auch säuberlich die schon zuvor aufgezeichneten Schritte ausführen könne. Gott nimmt dem Menschen durch die Berufung nicht die Freiheit, die er ihm in der Schöpfung geschenkt hat. Er erwartet vielmehr vom Menschen, daß er seine Freiheit einsetzt, um sozusagen in persönlicher Verantwortung das Werk Gottes zu wirken. „Nicht mehr Knechte nenne ich Euch; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Euch aber habe ich Freunde genannt, weil ich Euch alles kundgetan habe, was ich von meinem Vater gehört habe“ (Jo 15, 15). Die Verwaltergleichnisse des Neuen Testamentes müssen zusammen gesehen werden mit diesem Herrenwort nach Johannes.

Zur Verdeutlichung des Gemeinten könnte man auf die Verwirklichung menschlicher Liebe in Freundschaft oder Ehe hinweisen. Je tiefer ein Mensch die Liebe in Freundschaft oder Ehe verwirklicht, um so tiefer läßt er sich mit seinem Partner ein. Dabei aber verliert er paradoixerweise seine Freiheit nicht, sondern verwirklicht sie. Er gewinnt sich selbst, indem er sich verschenkt.

So gesehen, darf der von Paulus im Zusammenhang des Titelverses gebrachte Vergleich vom Wettkampf in der Rennbahn nicht überinterpretiert werden. In der Rennbahn ist allerdings die Bahn des Laufes schon vorgezeichnet. Aber das will Paulus nicht sagen, sondern den Vergleichspunkt bildet lediglich die Anstrengung des Wettkämpfers.

4. Weil der Christ in seiner persönlichen Freiheit beansprucht ist, darum darf die Kirche auf dieser Erde nie zu einer „geschlossenen Gesellschaft“ werden. Es gibt niemanden in der Kirche, der Auftrag und Recht hat, den Mitchristen letztlich zu beurteilen. Die Kirche hat Auftrag und Pflicht, die

Botschaft Christi unverkürzt zu verkünden. Diese Verkündigung geschieht unter den Umständen der geschichtlichen Entwicklung in ständiger Auseinandersetzung mit der Welt. Manche Wahrheiten werden zu bestimmten Zeiten besonders herausgestellt, andere treten zurück. Der unabdingbare Grundbestand bleibt aber aufgrund der Wirksamkeit des der Kirche geschenkten Hl. Geistes gewahrt.

Es ist notwendig, irrige Auffassungen bloßzustellen, richtige zu verteidigen. Dazu bedarf es des Lehramtes. Der einzelne Christ hat den Glauben nicht anders denn vom Hören. Gleichwohl muß und darf er den Glauben leben als den seinen. Dabei kann es in Ausnahmefällen zu Konflikten kommen, die durchgetragen werden müssen in der Vorläufigkeit dieser Erdenzeit. Wo die Möglichkeit solchen Konfliktes gelegnet würde, verstünde sich die Kirche als „geschlossene Gesellschaft“; sie hätte vergessen, daß sie als ganze wie auch in jedem ihrer Glieder noch auf der Pilgerschaft ist.

Der einzelne lebt in der durch die Kirche vermittelten Sicherheit seiner Berufung (Taufe); er empfängt den Glauben aus dem Hören. Aber er versteht ihn *zugleich* aus dem, was der eine Hl. Geist durch die Kirche wirkt, *und* aus dem, was er in ihm persönlich wirkt. In dem nur in seiner Person konkreten Einen aus dieser zweigleisigen Wirksamkeit des Hl. Geistes weiß der Christ sich von Christus ergriffen. Dann aber sieht er es als seine Aufgabe, den himmlischen Siegespreis zu erkämpfen, sich auszustrecken, um zu ergreifen, was der Herr denen verheißt, die ihm folgen.

Es bleibt zwischen dem, was man empfängt, und dem, was man in eigener Ausprägung des Empfangenen (in eigener Ausgestaltung des Ergriffenseins) selbst zu gestalten hat, ein unaufrechenbarer Rest. Es bleibt Raum für die Lebendigkeit des Lebens. Es bleibt Raum für das Geheimnis zwischen Christus und dem, dem er einen Namen geben will, „den niemand kennt, als wer ihn empfängt“ (Offbg 2, 17). Es bleibt eine Möglichkeit für die letzte, je persönliche Konkretion. Die Vollendung des Christlichen ist nicht etwas für alle Gleiche, etwas Allgemeines, sondern die Vollendung des Christlichen ist etwas ganz einmalig Konkretes. Darum kann diese Vollendung nicht gedacht, d. h. aus der Zusammensetzung und dem Vergleich bestimmter von anderswoher bekannter Wirklichkeitsaussagen erschlossen und konstruiert werden, sondern muß in doppeltem Sinn des Wortes *er-lebt* werden.

5. Von hierher empfängt christliches Leben und christliches Beten seine unterscheidende Prägung. Es verwirklicht sich im ständigen Gegenüber zu dem, der jeden Christen in seine Nachfolge ruft, auf je einmalige Weise. Darum lebt es zwar auf die Zukunft hin – aber aus der Kraft einer Gegenwart, die ihm in der schon anfanghaft erlangten Gemeinschaft mit dem

Herrn eröffnet ist. Als schon ergriffenes Leben streckt es sich aus nach der Vollendung in der offenbaren Herrlichkeit des himmlischen Beim-Herrn-Seins.

Hier erweist sich darum auch das Ungenügen östlicher Formen versenkender Meditation. Liebe verwirklicht sich nicht im Leerwerden von sich selbst, sondern gerade umgekehrt in der Hingabe seiner selbst als eines ganz zu sich Gekommenen. Wer leer wird von sich selbst, wird zunehmend un-konkret. Christliches Leben und Beten aber muß auf äußerste Konkretion zielen.

Selbstverständlich ist mit all dem nicht geleugnet, daß für den gehetzten und „außengesteuerten“ Menschen unserer Tage die östliche Versenkungsmethode eine Hilfe sein kann, frei zu werden von äußeren Besetztheiten; nur muß gesehen werden, daß das Eigentliche damit noch nicht erreicht, sondern allenfalls vorbereitet werden kann.

Gott ist unser Schöpfer und Erlöser. Vom einen Gott her kommt die Linie der Schöpfung und die Linie der Erlösung. Solange aber die Wiederkunft noch aussteht, verlaufen beide Linien getrennt. Erst wenn am Jüngsten Tage die sieben Siegel gelöst werden, wird sich zeigen, wie Gott beide Linien aufeinander zugeführt hat und sie in der Vollendung zusammenlaufen läßt. Vorher aber ist es keinem Menschen möglich, von einem „übergeordneten“ Standpunkt aus beide Linien miteinander zu verrechnen und in ein System zu bringen. Das ist der tiefste Grund dafür, daß es nicht einmal für einen Paulus einen verfügbaren Maßstab gibt, um sich selbst zu beurteilen; sagt er doch: „Ich richte mich auch nicht selbst – ich bin mir zwar nichts bewußt, aber darum noch nicht gerechtfertigt – vielmehr ist es der Herr, der mich richtet“ (1 Kor 4, 3 f.).